

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	7
<b>Kleine Geschichte der Heimat</b>	14
<b>VOM VERLUST DER HEIMAT</b>	27
<b>Die alte Heimat</b>	28
<i>Schlesien duftet nach Heimat</i>	30
<i>Vogelsang war unser Untergang</i>	39
<b>Wenn die Heimat zur Fremde wird</b>	48
<i>Über Nacht verschwanden die Bilder von Erich Honecker</i>	50
<i>Das Riesengebirge war ein Staat im Staate</i>	59
<b>Patchwork-Heimat</b>	67
<i>Heimat ist eine Evolution in kleinen Schritten</i>	69
<i>Es gibt nun einmal keinen idealen Ort für mich</i>	76
<i>Ich kann jederzeit meinen Koffer packen und weiterziehen</i>	83
<b>HEIMAT IST DA, WO EINEN DIE NACHBARN GRÜSSEN Zur Willkommenskultur in Deutschland</b>	91
<b>VON DER SUCHE NACH HEIMAT</b>	101
<b>Auf der Flucht</b>	102
<i>Ich habe Gott gesehen</i>	105
<i>Sobald es geht, will ich zurück in meine Heimat</i>	110
<i>Ich will einfach nur in Frieden leben</i>	114
<b>Heimatlos</b>	118
<i>Mein Leben wäre heute besser, wenn ich in Russland geblieben wäre</i>	120

<i>Das Leben der Sinti kennen meine Kinder nur aus Erzählungen</i>	128
<i>Als Immigrant verliert man vollständig seine Identität und muss sich eine neue aufbauen</i>	135
<b>Aus der Ferne für die Heimat</b>	145
<i>Schon als Kind begriff ich, dass meine Heimat etwas sehr Wertvolles war</i>	147
<i>Solange man in der Heimat ist, kann man sie nicht richtig verstehen</i>	155
HEIMAT IST DER RAUM, IN DEM WIR UNS SICHER BEWEGEN KÖNNEN	
<i>Ein Gespräch mit Beate Mitzscherlich, Psychologin</i>	163
ÜBER DAS ANKOMMEN IN DER NEUEN HEIMAT	175
<b>Wiederentdeckte Heimat</b>	176
<i>Ich war immer die ›Andere‹</i>	178
<i>Mütterchen Prag hat wirklich Krallen</i>	192
<b>Wurzeln schlagen in der Wahlheimat</b>	203
<i>Phyllis war mir wichtiger als Heimat</i>	205
<i>Ich muss jetzt nicht mehr in die Weite</i>	213
<b>Schlussgedanken</b>	222
<b>Anhang</b>	226
<i>Quellenverzeichnis</i>	226
<i>Weiterführende Literatur zum Thema</i>	229
<i>Dank</i>	230
<i>Zur Autorin</i>	231

# VOM VERLUST DER *Heimat*

Gewaltsam aus der Heimat vertrieben zu werden, das ist für die meisten von uns nur noch eine Erinnerung an die Geschichte. Dabei sind Millionen Deutsche von der Sehnsucht nach ihrer »alten Heimat« erfüllt. Der Verlust prägte eine ganze Generation. In diesem Kapitel erzählen Vertriebene, Gebliebene und ihre Kinder von der Suche nach Zugehörigkeit.

# Die alte Heimat

Die »alte Heimat« ist etwas Urdeutsches. Sie liegt unerreichbar hinter einem weichzeichnenden Vorhang der Geschichte, der nur noch das Schöne, Heile zeigt und eventuelle ethnische Konflikte oder sonstige Probleme verdeckt. Die »alte Heimat«, das ist die Welt, die bis zum Zweiten Weltkrieg noch vermeintlich in Ordnung war. Millionen Menschen verloren auf ganz unterschiedliche Weise ihre Bleibe. Sie wurden vertrieben, sie hatten durch die Bombenteppiche der Fliegerangriffe, durch die Flucht von einer Besatzungszone in die andere oder vielleicht auch dadurch, dass sie sich ein Leben in Deutschland nicht mehr vorstellen konnten, kein Zuhause mehr.

Reinhard wurde als Kind mit seinem Vater und seinen Brüdern aus Schlesien vertrieben, Christel wurde 1946 aus ihrem Dorf mitten in der Eifel ausgewiesen, weil es zum militärischen Übungsterrain erst der britischen und später der belgischen Armee erklärt wurde. Die Geschichten sind unterschiedlich und doch handeln sie beide davon, wie Heimat durch den Zweiten Weltkrieg aufgegeben und für immer zerstört wurde.

Das Bild von der alten Heimat ist geprägt von den Herausforderungen der Nachkriegszeit – von der Notwendigkeit, schnell wieder Fuß zu fassen, sich selbst versorgen zu können. Für Trauer blieb keine Zeit. Deutschland musste neu aufgebaut werden und das barg die Chance, die neue Heimat aktiv mit zu gestalten. Vorbilder gab es dafür genug: Siegfried Lenz stammte aus den Masuren, Marion Gräfin von Dönhoff aus Ostpreußen, Hellmuth Karasek aus dem Sudetenland, Bernhard Grzimek aus Schlesien – es gab unter den Vertriebenen jede Menge Intellektuelle, die das gesellschaftliche Leben der Bundesrepublik prägten. Der Historiker Falk Wiesemann geht sogar so

weit, zu sagen, »dass es weniger eine Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in die Bundesrepublik gegeben hat, sondern dass eher umgekehrt die Bundesrepublik selber erst das Ergebnis dieses erfolgreichen Integrationsprozesses ist.«<sup>4</sup>

Gerade das ist der entscheidende Unterschied zum aktuellen Heimatdiskurs: Während sich heute Heimatbesitzende und Heimatsuchende oft relativ verständnislos gegenüber stehen, war der Verlust von Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg ein gesellschaftliches Massenphänomen. 1947 machten die Flüchtlinge rund ein Viertel der deutschen Gesamtbevölkerung aus. Man fand sich nicht allein mit seiner Erfahrung wieder, sondern teilte sie mit einem großen Teil der Gesellschaft. Besonders die Flüchtlinge aus Ost- und Mitteleuropa gründeten schnell Verbände, die sich regelmäßig trafen, um Traditionen und Bräuche zu wahren, teilweise auch, um als politisches Sprachrohr Forderungen zu stellen. Auch wenn sie von vielen Deutschen belächelt, verachtet oder sogar gehasst wurden, prägten sie doch ganz entscheidend das Bild von Heimat in der heutigen Bundesrepublik. 1950 wurde eine Charta der deutschen Heimatvertriebenen verfasst, die bis heute kontrovers diskutiert wird. »Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde«, besagt diese Charta: »Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten. Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.«<sup>5</sup>

Dass auch die Vertriebenen Opfer des Zweiten Weltkrieges seien, blieb angesichts der Verbrechen, die die Nationalsozialisten in ihrem Vernichtungskrieg im Osten Europas begingen, lange Jahre höchst umstritten. Erst als die Sowjetunion sich auflöste und Deutschland wiedervereinigt wurde, kam neuer Wind in diese Debatte. Zudem trugen die Massenumsiedlungen während der Jugoslawienkriege in den 90er Jahren dazu bei, noch einmal genauer auch auf das Leid der deutschen

Flüchtlinge zu schauen. 1999 sagte der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder in seinem Grußwort zum Festakt des 50. Tages der Heimat, einem jährlichen, staatlichen Gedenktag, initiiert von den Vertriebenen: »Jeder Akt der Vertreibung, so unterschiedlich die historischen Hintergründe auch sein mögen, ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.«

Als Günter Grass, selbst aus Danzig stammend, den Roman »Im Krebsgang« (2002) schrieb, der von der Versenkung des Flüchtlingsschiffs Wilhelm Gustloff erzählt, löste er damit noch eine emotional geführte gesellschaftliche Debatte aus. Als die ARD fünf Jahre später den Zweiteiler »Die Flucht« mit Maria Furtwängler in der Hauptrolle ausstrahlte, war das Thema längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Mehr als elf Millionen Zuschauer schalteten den Fernseher ein.

Für die Kinder der Vertriebenen muss damit heute ihr Bekenntnis zu ihrer Heimat kein politisches Statement mehr sein. Polen und Tschechien gehören zur Europäischen Union und können ohne Grenzkontrollen besucht werden. Und auch die Militärsperregebiete der westlichen Alliierten, von denen Christel erzählt, sind inzwischen aufgehoben, und sie kann die Überreste ihres Heimatdorfes jederzeit besuchen. Die »alte Heimat« aber ging damals in den Wirren des Krieges endgültig verloren.

## *Schlesien duftet nach Heimat*

»Heimat ist da, wo Muttermilch und  
Honig fließen.« *Alexander Eilers*

Etwa zwölf bis vierzehn Millionen Deutsche verloren nach dem Zweiten Weltkrieg durch Grenzverschiebungen ihre Heimat. Schlesien beispielsweise fiel an Polen, die dort lebenden Deut-

schen mussten das Land verlassen. Hungertod, Bombardierungen der Fluchttrecks, Massenvergewaltigungen – die Flucht war ein traumatisches Erlebnis. Familien wurden auseinandergerissen, Säuglinge, Kranke und alte Menschen starben an den Strapazen, die Flüchtenden wurden immer wieder ausgeraubt. Im Westen wiederum waren die Städte ausgebombt und die Menschen litten ebenfalls Hunger. Die Hilfsbereitschaft gegenüber den Neuankömmlingen war daher begrenzt. Im Ruhrgebiet machten die Flüchtlinge 1950 fast elf Prozent der Bevölkerung aus, in Bayern über 21 Prozent. Gerade auf dem Land war die Integration der Neuankömmlinge – mit anderer Religion, Dialekt, Bräuchen – oft schwer. Dadurch manifestierte sich erst recht die Sehnsucht der Vertriebenen nach ihrer »alten Heimat«. Viele wollten die neuen Grenzen nicht akzeptieren und hofften ein Leben lang auf die Rückkehr. Einige forderten sie auch öffentlich. Genau dieser revisionistische Anspruch der Vertriebenenverbände wiederum stieß bei den meisten Deutschen auf Unverständnis. Wer nicht in einen Topf mit den Revisionisten geworfen werden wollte, schwieg lieber über seine Heimat und versuchte, sich möglichst schnell an die neue Umgebung anzupassen.

Reinhard ist einer von denen, die sich bestens integriert haben. 1939 wurde er in Schlesien geboren und kam als kleiner Junge nach Westdeutschland. Jahrzehntlang lehnte er die Nostalgie der Vertriebenen ab. Er lebt mit seiner Frau in einem schmucken Dorf in der Nähe von Detmold. Ein gepflegtes Einfamilienhaus mit Grill im Garten und Kaminfeuer im Wohnzimmer. Die beiden Kinder haben studiert, leben weiter entfernt, aber kommen regelmäßig zu Besuch. Reinhard und seine Frau sind sehr sportlich und fahren gern stundenlang mit den Fahrrädern durch die malerische Landschaft Ostwestfalens. Was könnte Reinhard schon fehlen? Und doch ist da eine Sehnsucht, die er sich nicht erklären kann. Bis heute träumt er von der schlesischen Landschaft. Sie ist jetzt pol-

nisch und die Städte und Dörfer haben sich vollkommen verändert. Und obwohl er bei seinen Besuchen kaum Spuren der Vergangenheit entdecken kann, bedeutet Schlesien Heimat für ihn.

»REINHARD: Jeder hat seine eigene Erinnerung an die Heimat. Allein in unserer Familie hat jeder eine andere. Das hängt auch mit dem Alter zusammen. Wenn man seine Heimat verlässt, spielt es eine große Rolle, ob man 16 oder 30 oder, wie mein Vater damals, 50 Jahre alt ist. Oder so jung wie ich mit meiner kleinen Welt. Diese Wunde im Herzen, als wir unser Dorf verlassen mussten, tat meinem Vater oder meinem älteren Bruder furchtbar weh. Ich dagegen hatte praktisch kein Gefühl dafür. Unsere Heimat war einfach weg.

Bei Kriegsende war ich fünf Jahre alt. Ich wurde am 3. Dezember 1939 in Schönbrunn, einem kleinen Dorf in der Nähe von Schweidnitz geboren. Heute heißt Schweidnitz Świdnica und liegt in Polen. Vom Krieg bekam ich nicht viel mit. Mein Vater war Kriegsinvalide aus dem Ersten Weltkrieg und hatte ein kaputtes Sprunggelenk, deshalb wurde er nicht zur Wehrmacht eingezogen. Er arbeitete im Arbeitsamt und meine Mutter sorgte für meine beiden älteren Brüder und mich. Zwei Straßen weiter wohnten Onkel Richard und Tante Klara, an einer anderen Ecke Onkel Wilhelm und Tante Anna. Im Dorf kannte jeder jeden. Das war meine kleine, heile Welt.

Meine Eltern arbeiteten sehr hart. Im Sommer waren wir überwiegend Selbstversorger. Obwohl wir in einer Wohnung wohnten, hatten wir eine Ziege, ein paar Gänse und ein paar Kaninchen. Mein Vater kam oft sehr spät von der Arbeit, trotzdem ging er täglich in den Schrebergarten. Meine Mutter hatte genug mit uns drei Jungs zu tun. Allein das Essen zuzubereiten war furchtbar aufwendig, weil alles frisch aus dem Garten kam. Mal gab es Waschtage oder es wurde eingemacht und immer musste das ganze Vieh versorgt werden.



Mit den Nationalsozialisten wollten meine Eltern nichts zu tun haben. Sein ganzes Leben lang war mein Vater ein überzeugter SPD-Anhänger. Während des Krieges hörten meine Eltern oft den englischen BBC Sender auf Deutsch. Sie hingen ganz nah vor dem Volksempfänger, der leise gestellt war. Ich wurde bei diesen Gelegenheiten aus dem Zimmer geschickt, denn sie hatten Sorge, ich könnte mich verplappern.

Ich war der Jüngste und hing an meiner Mutter. Sie war eine sehr phantasievolle Frau. Sie erzählte mir jeden Abend eine Geschichte. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie irgendwann einmal ungeduldig geworden wäre, wenn ich nicht einschlafen konnte. Ich legte mich dann auf den Bauch, sie streifte meinen Schlafanzug hoch und streichelte mir mit ihren rauen Arbeits Händen über den Rücken. Bis heute kenne ich nichts, was sich beruhigender anfühlt. Auch mein Vater versuchte, sich Zeit für mich zu nehmen. Ich wurde morgens wach, bevor er zur Arbeit fuhr, wohl so um sechs. Ich krächte herum, bis er mich auf seinen Schoß nahm. Dann gab es fette, frische, aufgewärmte Ziegenmilch. Mein Vater fischte die Haut ab, tauchte sie in Rübenkraut und fütterte mich damit. Das waren wunderbare Momente.

Das erste Mal geriet meine heile Heimat durcheinander, als die Front näher rückte. Ich weiß noch, dass meine Eltern sehr besorgt waren. Im Frühjahr 1945 wurden wir auf einen kleinen Bauernhof in die Berge evakuiert, wo keine Russen durchkamen. Mein Vater weigerte sich, mitzukommen. Es war bekannt, dass polnische Plünderer durch die verlassenen Dörfer streiften, und er wollte seinen Besitz schützen. Meine Mutter hatte große Angst um ihn und versuchte alles, um ihm seinen Plan auszureden, aber er war nicht umzustimmen. Als die Russen Schweidnitz erobert hatten, kehrten wir nach Hause zurück. Aus Sicht von uns Kindern war damit zunächst alles wieder in Ordnung. Die russischen Soldaten waren nett zu uns. Wir starrten sie an, wenn sie auf ihren Panzern bei uns durch die

Straße zogen. Dann winkten sie und warfen uns manchmal Süßigkeiten oder irgendwelche Kleinigkeiten zu.

Für mich begann der Schrecken des Krieges erst, als meine Mutter krank wurde. Da war ich noch keine sechs Jahre alt. Sie war immer aktiv, sang gern, war jederzeit für mich da. Es war unvorstellbar, dass sich das einmal ändern könnte. Jetzt begann sie, sich tagsüber ab und zu auf einen Stuhl zu setzen und ganz still dort zu hocken. Dann stand sie wieder auf und arbeitete weiter, als sei nichts geschehen. Einmal setzte sie sich auf die Küchenfensterbank, zusammengekauert und mit schmerzverzerrtem Gesicht. Ich war furchtbar erschrocken. Plötzlich ging alles sehr schnell. Sie kam ins Krankenhaus nach Schweidnitz, als sie schon schwer an Typhus und gleichzeitig an einer Lungenentzündung erkrankt war. Von da an war alles anders. Mein Vater war sehr besorgt. Es war kurz nach Kriegsende, in den Krankenhäusern war die Versorgung sehr schlecht und es gab kein Penicillin. Meine Brüder fuhren einige Male mit, wenn mein Vater meine Mutter im Krankenhaus besuchte. Das waren ein paar Kilometer und die drei waren mehrere Stunden unterwegs. Ich wurde für diese Zeit bei den Nachbarn abgegeben, einem älteren Paar. Am 27. November 1945 kam mein Vater allein von einem Besuch zurück. Er betrat zögerlich die Wohnung: »Eure Muttl ist tot.« Dann fing er an zu schluchzen und konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Mein ältester Bruder begann auch zu weinen, dann mein mittlerer Bruder. Da begann auch ich zu heulen. Aber eigentlich nur, weil alle anderen so verzweifelt waren. Ich begriff überhaupt nicht, was das bedeutete.

Immer mehr Häuser in unserem Dorf standen leer. Oft rieten Leute meinem Vater, mit uns Kindern in den Westen zu gehen. Aber er lehnte das ab. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, unser Zuhause mit all den Erinnerungen an meine Mutter aufzugeben. Er hoffte, die Russen würden ihn in Ruhe lassen, schließlich war er nie Nationalsozialist gewesen. Aber

dann wurde auch unsere Wohnung beschlagnahmt. Wir waren alle vier auf dem Friedhof, um meine Mutter zu besuchen und das Grab zu pflegen. Als wir zurückkamen, war die Wohnung versiegelt. Wir hatten nichts bei uns, bis auf die Kleidung auf dem Leib. Unser Vater bat auf der Kommandantur, ob er nicht zumindest ein paar Teller, Besteck und Kleidung holen könnte. Damit gingen wir zunächst zu Tante Klara und von dort aus suchte mein Vater nach einer verlassenen Wohnung. Er fand eine Unterkunft für uns am Dorfende in Richtung Schweidnitz. Die Besitzer waren offensichtlich geflohen, alles war leer, die Tapete von den Wänden gerissen. Aber es gab noch einen Ofen in der Küche. Brennholz gab es keines mehr, und mein Vater und mein Bruder begannen sofort, dicke Eisenbahnschwellen zu zersägen. Immer noch wollte mein Vater unsere Heimat partout nicht verlassen. Im Spätsommer 1946 bekamen wir schließlich einen Ausreisebefehl mit festgesetztem Datum. Jetzt mussten alle raus, auch Tante Klara. Innerhalb von drei Tagen mussten wir aufbrechen und durften nur Handgepäck mitnehmen. Mein Vater fing sofort an, Brot auf dem Ofen zu rösten, sehr hart und dunkel, aber eine gute Notration.

Drei Tage und drei Nächte waren wir in einem Güterzug unterwegs. Wir kauerten auf dem Boden auf unserem wenigen Gepäck. Wenn ich auf die Toilette musste, wurde die Schiebetür aufgezogen und mein Vater hielt mich hinaus. Ich erinnere mich vor allem an die Nächte. An den Bahnhöfen stieß die Dampflokomotive ein schauriges Pfeifen und dumpfes Heulen aus. Die meisten waren völlig zerbombt und sahen im spärlichen Licht gespenstisch aus. Manchmal hielt der Zug, und wir durften aussteigen. Dann wurden wir mit einem weißen Pulver gegen Läuse besprüht, unter den Achselhöhlen und hinten ins Hemd hinein. Aus riesigen, grauen Kübeln wurde dünne Suppe und ein undefinierbares, übel schmeckendes Getränk ausgeschenkt.

Unsere Familie wurde kurzfristig nach Herford, dann in ein Lager nach Bielefeld gebracht. Dort machten wir den Hungerwinter 1946/47 mit. Schon im November fielen die Temperaturen weit unter Null, im Dezember und Januar war es teilweise 20 Grad Minus. Viele Menschen in ganz Deutschland hungernten. In unserem Lager war es besonders schlimm. Wir bekamen nur Wassersuppen und wenig Brot. Ich hatte immerzu diesen schrecklichen, beißenden Hunger. Zusammen mit meinem mittleren Bruder gingen wir betteln. Er schickte mich vor, weil ich jünger war und mehr Mitleid erregte. Aber auch das half kaum, meist wurden wir vertrieben. Der Beginn in der neuen Heimat war unglaublich hart.

Sukzessive wurde das Lager geräumt. Die Bewohner wurden in alten Omnibussen abtransportiert und als Untermieter auf Häuser und Wohnungen in Bielefeld verteilt. Ein Vater mit drei Kindern – wenn die Eigentümer das hörten, versuchten sie alles, um uns abzuwimmeln. Schließlich fanden wir in einem größeren Mietshaus bei einer Familie mit einer älteren Tochter Unterschlupf. Wir bekamen zu viert einen Raum in deren Wohnung. Die Einrichtung in unserer Behausung waren Gartenmöbel, Eisengestelle und Bretter darauf. Mein Vater bemühte sich um Arbeit, aber fand nur schwer wieder ins Berufsleben zurück. Ständig hatte er irgendwelche Aushilfsbeschäftigungen bei der Stadtverwaltung, immer zeitlich begrenzt. Er arbeitete ein paar Wochen lang, dann musste er sich schon wieder etwas Neues suchen.

1952 heiratete er erneut, und wir zogen alle zusammen in die Wohnung seiner neuen Frau. Sie war auch Schlesierin, und er hatte sie auf einem der Schlesiertreffen kennengelernt. Die Wohnung war zwar besser eingerichtet, aber nun wurde es sehr eng für uns. Sie hatte etwa 60 Quadratmeter, und die Zimmer waren winzig. Die Frau hatte einen Sohn, ein paar Jahre älter als ich. Wir Jungs schliefen oben in der Mansarde, im Winter eiskalt und im Sommer viel zu heiß. Zum Glück war mein

ältester Bruder schon 20 und zog bald aus. Dafür kam noch ein gemeinsames Kind dazu.

Ich weiß nicht, ob es mit diesem schlimmen Start hier zusammenhing, dass ich Bielefeld nie als Heimat akzeptierte, sondern diese tiefe Bindung an Schlesien blieb. Das ist ein Gefühl, das im Laufe der Jahre immer stärker wurde. Als ich ein Schüler war, wollte ich von den Vertriebenenverbänden nichts wissen. Ich ging ein-, zweimal mit zu den Schlesiertreffen, dann hatte ich keine Lust mehr darauf. Ich war viel zu beschäftigt damit, mich zu akklimatisieren. Wir waren für die anderen Kinder Exoten. Wir fielen schon optisch auf. Ich hatte einen unmöglichen Haarschnitt und von den Briten einen komischen, gelblichen Anzug bekommen, wie sie auch das Militär trug. Und dann noch der Dialekt. Dafür hatte ich ein sehr gutes Sprachgefühl. Es hieß jetzt nicht mehr »iebermorgen«, sondern »übermorgen«, nicht mehr »Muttl und Vattl« sondern »Mutter und Vater«. Ich setzte sehr viel Energie daran, mir den schlesischen Dialekt abzugewöhnen. Ich passte genau auf, wenn die anderen über mich lachten. Mir war peinlich, wenn die Leute fragten, wie viele Kinder wir waren. Ich fand drei schon sehr viel – und jetzt waren wir zu fünf.

Zu Hause wurde kaum mehr über die Heimat gesprochen. Wir sangen nur noch zu Weihnachten schlesische Weihnachtslieder. Mein Vater gab die Hoffnung zwar nie ganz auf, wieder zurückgehen zu können. Aber nachdem die Russen ihre Herrschaft zementiert hatten und der Eiserner Vorhang gefallen war, war er zu nüchtern, um nicht zu verstehen, dass das vorerst nichts werden würde. Für meine Brüder und mich war Schlesien abgeschlossen. Ich war beruflich sehr gespannt und 1959 lernte ich meine spätere Frau Bärbel kennen, eine echte Bielefelderin. Wir gründeten eine eigene Familie und bekamen zwei Kinder. Ich war angekommen. Schlesien spielte keine Rolle mehr. Ich dachte jahrelang kaum noch an meine Heimat.

Erst, als ich so ungefähr 45 Jahre alt war, tauchte sie wieder auf. Schritt für Schritt kamen die Erinnerungen zurück. Wenn ich mit meiner Frau im Teutoburger Wald wandern ging, dachte ich plötzlich: Das sieht hier aus wie in Schlesien. Einmal war ich auf einer Dienstreise in der Nähe von Nürnberg unterwegs, als ich plötzlich diesen typischen Schlesien-Geruch in die Nase bekam, eine Mischung aus blühenden Linden, Hitze und sauberer Luft. Ich legte mich auf den Rücken ins Gras, starrte in den Himmel und träumte, ich wäre in Schlesien.

Obwohl ich Schlesien mit jungen Jahren verlassen hatte, prägte es sich mir so sehr ein, dass meine Familie das später gar nicht glauben mochte. Mein Bruder, der fast vier Jahre älter war, konnte sich nicht mehr daran erinnern, wo die Bäckerei war oder die Heißmangel in der Nähe unserer Wohnung. Ich dagegen hatte sofort eine Szenerie im Kopf: Die Wäsche wurde zu Hause unter großen Anstrengungen mit der Hand gewaschen. Dann gingen die Frauen aus dem Dorf mit der Bettwäsche zur Heißmangel. Meine Mutter setzte mich dort auf die Fensterbank, damit ich nicht zwischen den frisch gewaschenen Tüchern herumliefe und alles anfasste und begann mit den anderen Frauen zu arbeiten. Gleich nebenan gab es einen Bäcker und eine Nachbarin hatte dort Kuchen backen lassen, den sie mit nach Hause nehmen wollte. Dummerweise hatte sie diesen Kuchen neben mir auf der Fensterbank abgestellt. Die Frauen achteten überhaupt nicht auf mich, sie palaverten fröhlich. Unbeobachtet piddelte ich mit meinen kleinen Fingerchen die Rosinen heraus und mümmelte sie eine nach der anderen. Es gab ein Riesengeschrei, als die Frauen mich entdeckten. Meiner Mutter war das furchtbar peinlich: Was für eine Schande!

In mir wuchs die Sehnsucht, Schlesien noch einmal zu sehen. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Schließlich fuhren meine Frau und ich im Oktober 1996 nach Polen. Es war überwältigend. Wir fuhren die Allee mit Kirschbäumen außerhalb des Dorfes entlang, und ich stieg aus dem Auto. Ich kann

das selbst kaum glauben, aber ich musste diese alten Bäume berühren. Die neuen Bewohner unserer alten Wohnung reagierten sehr herzlich und luden uns ein, mit ihnen Kaffee zu trinken. Das wühlte mich am meisten auf. Wir schrieben uns noch länger gegenseitig Briefe.

Manchmal träume ich davon, auf dem Friedhof begraben zu werden, auf dem auch meine Mutter liegt. Das ist natürlich unsinnig, der Friedhof ist völlig zerstört und auf dem Gelände spielten Kinder Fußball. Als sie uns sahen und verstanden, dass wir offensichtlich etwas suchten, kam ein Junge zu uns und zeigte auf den Boden: »Grufta! Grufta! Nazi!«

Mein Vater hatte mich vor Jahren gewarnt: »Du wirst enttäuscht sein.« Tatsächlich tat es weh, zu sehen, wie heruntergekommen die Gegend um Schönbrunn herum war. Das war einmal eine blühende Landschaft mit Ausflugslokalen und einem regen Treiben. Jetzt wirkten die Dörfer ärmlich, teils verwahrlost. Trotz allem fühle ich mich dort wohl. Die Sehnsucht nach der Weite der schlesischen Landschaft verlässt mich nie. Ich erinnere mich dort an meine Mutter und daran, wie meine Familie einmal gelebt hat. Egal, wie viel sich verändert hat, die Luft in Schlesien bleibt immer dieselbe: Es duftet nach Heimat.

## *Vogelsang war unser Untergang*

»Gibt's kein höheres Übel doch als  
den Verlust der Heimat.« *Euripides, Medea*

Kann man von Heimatverlust sprechen, wenn jemand nur ein Dorf weitergezogen ist? Man muss, wenn der Umzug, wie im Falle des 550-Seelen-Dorfes Wollseifen, erzwungen ist und eine intakte Dorfgemeinschaft zerreißt, um sie in alle Winde zu zerstreuen.